

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH G. M. B. H., MÜNCHEN

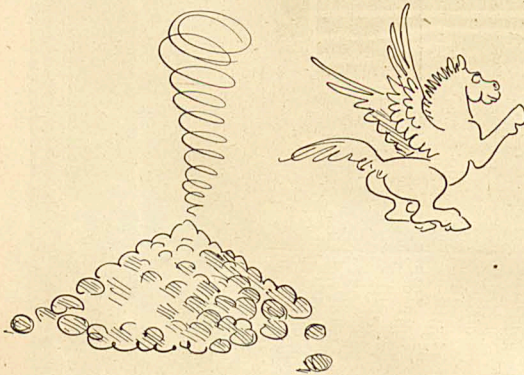
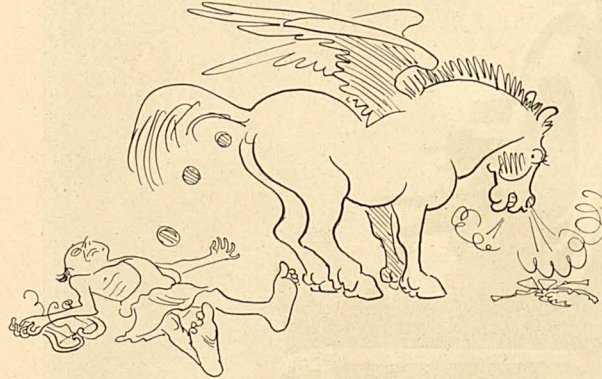
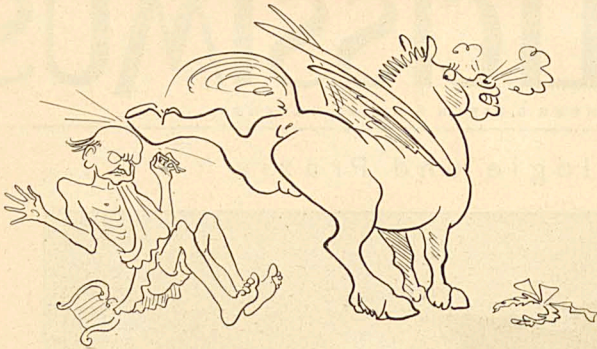
Theologie und Praxis

(E. Thöny)



„Wie ergreifend haben Sie doch neulich über das ‚Fest der Liebe‘ gesprochen, dear Reverend! Eine wahre Herzstärkung! Und so wollen wir denn mit erneutem Gottvertrauen unser Flottenausrüstungsprogramm in Angriff nehmen!“

Ich bring dir heute jemand zum Essen mit . . .



Der Dichter und sein Roß

Bei Harsters klingelt das Telefon. Gerti nimmt den Hörer ab. Um diese Zeit pflegt ihr Mann anzurufen. Sie sagt deshalb nur „Ja“. Dieses Ja ist teils fragend, teils überhaupt nur ein Lebenszeichen, sie hätte sich ebensogut räuspern können, um damit ihrem Mann zu zeigen, daß sie da sei, daß alles wie immer sei, daß sie ihn um 1 Uhr zu Tisch erwarte. Das Ja ist nur ein Morsezeichen für den normalen Fortgang des Lebens. Einmal sagt sie gleich im Anfang: „Ach, du lieber Gott!“ und darauf „habe keine Ahnung, wer dieser Jugendfreund von dir ist!“ und dann noch „geht es nicht ein andermal, heute paßt's mir gar nicht, wir haben nur Fleischpflanzt!“ Jetzt wird am anderen Ende des Drahtes länger gesprochen, was sie mit den Worten beendet: „Er muß halt vorlieb nehmen.“

Der Kenner der Materie wird aus diesem einseitig vernommenen Gespräch sofort entnehmen, daß Alfred unerwartet einen Jugendfreund getroffen hat, daß er ihn in der Freude des Wiedersehens sofort zum Mittagessen eingeladen hat und daß er zu dem Jugendfreund gesagt hat: „Meine Frau wird sich riesig freuen, dich kennenzulernen. Ich habe ihr schon so viel von dir erzählt.“ Der Freund hat sicher geantwortet, daß er durchaus keine Umstände machen wolle. Davon will Alfred gar nichts hören. Das mache überhaupt keine Umstände und seine Freunde seien auch die Freunde seiner Frau. Dann hat Alfred angerufen, und als seine Frau „ach, du lieber Gott!“ gesagt hat, hat er seinem lieben Jugendfreund mitgeteilt, daß seine Frau ihn ganz bestimmt zum Essen erwarte und schon gespannt auf ihn sei. Inzwischen werden zu Hause keine Umstände gemacht. Frau Gerti sagt dem Mädchen, sie solle ein Glas mit den Aprikosen aufmachen und als Vorspeise eine Bûche, Thunfisch, sie sollte Toast östen, ja, und dann könne sie noch ein Glas mit grünen Bohnen öffnen, nicht von den ganz guten, sondern denen mit den Fäden. Und richtig, ein frisches Tisch Tuch soll auch aufgelegt werden, nicht etwa das mit den Suppenflecken. Sie selbst geht fort und holt noch ein paar Blumen für den Tisch. Der Jugendfreund soll sehen, wie sie in der Umkleekabine Alfreds Heim bringt. Er soll die unauffällig waltenden Frauenhände handgreiflich spüren, die überall verschönen. Dieser Jugendfreund soll mal erfahren, wie es bei ihnen ist, wenn keine Umstände gemacht werden.

Zum Essen ist er also da, und Frau Gerti findet ihn, wie alle Frauen Jugendfreunde ihrer Männer finden, herzlich uninteressant und unbedeutend. Ihre Erwartungen sind durchaus erfüllt, sie kennt diese Jugendfreunde, die plötzlich auftauchen und sich dann im Hause mit unausstehlicher Vertrautheit bewegen, die über vollkommen unwichtige und belanglose Dinge sprechen, zu denen man nicht die geringsten Beziehungen hat. Die Herren lachen dann laut über kindisches Zeug und halten es für bedeutsam, darüber zu sprechen, was aus diesem und jenem nicht geworden ist.

Wenig Notiz nimmt so ein Jugendfreund von der Gattin, dieser ungestaltliche Kerl und Zigarräucher er auch, daß die Wohnung hinterher wie ein Wartesaal 3. Klasse riecht und Gerti später gezwungen ist, Türen und Fenster zu öffnen, um Rauch und Erinnerungen herauszulassen.

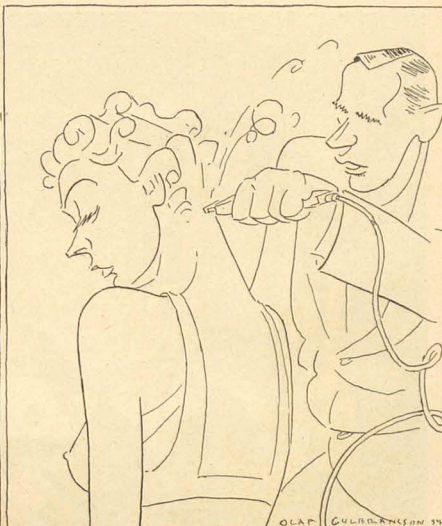
Aber Gottseidank, so ein Jugendfreund bleibt nicht ewig, und nach dem Essen verschwindet er bald wieder geräuschvoll. Sehr laut und herzlich nehmen die Herren voneinander Abschied, während auf Frau Gerti noch Komplimente tropfen über die Art, wie sie seinem lieben alten Alfred das Heim gestaltet, mit Vorspeisen und vorzüglichen Bohnen. Jaja, ein charmantes Fräulein! Jetzt ist noch zu berichten, daß der Jugendfreund, wenn er nach Hause kommt, alles seiner Frau erzählt, das Kompott und die Blumen, und den hübsch gedeckten Tisch und alles ohne Umstände. Auch auf die zwanglose Unterhaltung weist er nachdrücklich hin, und wie Gerti ihn aufgenommen habe, so herzlich, dieser Sonnenschein am wolkenlosen Ehemimmel.

Die Frau des Jugendfreundes jedoch ist nicht ganz unerfahren, und so sagt sie nur zu ihrem Mann: „Aber Emil, wenn zu uns so ein Jugendfreund kommt, machen wir doch auch genau den selben Krampf.“

Foltitz

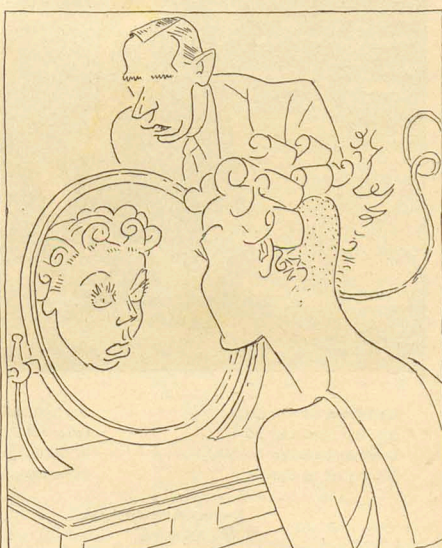
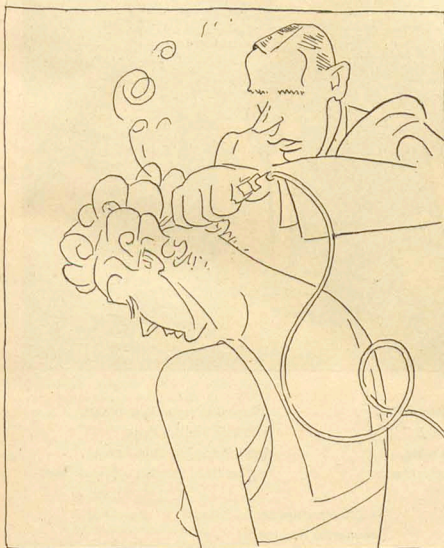
Freude an der Technik

(Olof Gulbransson)



„Hör zu, Otto, du könntest mir doch mit deinem neuen elektrischen Rasierapparat die paar Härchen im Nacken wegmachen!“

„Das werden wir gleich haben . . .“



„Donnerwetter, das flutscht!“

„Hab' ich ein bißchen zuviel weggemommen, Schatz?“



Die Luft weht lau und schön,
gemächlich schmilzt der Schnee.
Da pilgern die heil'gen drei König'
selbänder auf der Chauffee.

Das heißt: bei Eicht besehen
sind es drei Räte i. R.,
die hier spazieren gehen,
stumm und gedankenschwer.

Man pflegt sie nur so zu nennen,
weil diese betagten Herrn
kein höheres Ziel mehr fennen
als am Marktplatz den „goldnen Stern“.

Dort werden etwaige Sorgen
euphorisch abgelen.
Täglich, früh schon am Morgen,
denken sie zärtlich dran.

— O Sternenschnsucht der Alten,
fromm-weise Astronomie!
Wär' ich, statt swiegepalten,
doch auch schon so weit wie die!

Katäöskr

DIE HAUSTRAUUNG

VON KÄTE BIEL

„Eine Haustrauung ist billiger und feierlicher“, hatte Ise praktischen Sinnes zu Friedrich gesagt, „wir sparen das Autogeld, und ich brauche mit meinem Schleier nicht die Treppen zu fegen!“ Daraufhin wurde alles festlich gewaschen und gebügelt, abgestaubt und aufgefärbt, das große Zimmer seines vertrauten Eingewandels fast zur Gänze beraubt und mit reihenweise angeordneten Stühlen gefüllt.

Und jetzt ist Hochzeit. Flüstern und in erster Stimmung sitzen die Gäste da. Einige pflanzenhaltige Kübel von düsterem Grün stehen neben dem bitterlich verschnörkelten Buffet, und viele, von grellfarbenen Krepp umrüschte Blumentöpfe; doch alle Hyazinthen und Mailglockchen können nicht gegen die Duftsynthese aufkommen, die unablässig aus der Küche herauswallend auch das Hochzeitszimmer mit dem beläufigen Wohlgeruch von Kaffee und Kalbsbraten erfüllt. Vor den noch leereren Plätzen des Brautpaares wartet Ise Vulkanfen-Koffer in der Nachmittagsdimmung auf dem Boden, hübsch durch eine Spitzendecke und ein Kissen in seinem warmen Wesen getarnt, und bestimmt, während des Ringwechsels als Kniestütze zu dienen.

Als der gemietete Pianist — Ise hat fröhlich gegedankt, daß es ihr gelungen sei, das Honorar um zwei Mark fünfzig zu verkürzen — den Brautchor aus dem unwillig klingenden Klavier hervorlockt, dessen Filzklappe zahllosen Motten Heimat und Brot bieten, öffnet sich weit die Flügelgitter, und das Brautpaar zieht gemessen ein. Ise, lächelnd und dick, von Schleiern kosend umwallt, ähnlich der Nymphe auf dem Oldruck an der Wand, und Friedrich, der um zwei Zentimeter kleinere Bräutigam, achtundzwanzig Jahre alt, und als Oberbuchhalter in den Teppich des allgemeinen Lebens hineingestickt. (Kranzjungfern und blumenverschüttende Kinder hatte man leider der Raumenge aufopfern müssen.)

Die Gäste und der junge Herr Pastor räuspern sich abschließend, Stühle scharren vererbend, und dann beginnt auch schon die nette, psychologisch wohlundierte Rede, gegen die sich von keiner Anschauung der Welt viel einwenden läßt, mit ersten und heiteren Gewürzen richtig dosiert. Von der Küche her — Geräuschkulisse mit symbolischer Bedeutung — dringt gedämpftes Geschirrklappern unterstreichend herein, ohne jedoch die Feierlichkeit sonderlich zu beeinträchtigen. Langsam kommt Träne um Träne aus den Augen des Bräutigams. Auch seine Eltern halten die Taschentücher griffbereit in der Hand. Aus verschiedenen Gründen sind sie voll von unbestimmtem Mißtrauen — sie hatten eine weite Reise bis hierher und sahen Ise nebst Eltern gestern zum erstenmal — aber nun beginnen sie doch, freundlich von der Rede angerührt, wehmütig zu schluchzen.

Hin und wieder weint auch im Hintergrund ein Festteilnehmer, und schon will eine allgemeine Tränenfreudigkeit anheben, aber da wird wie fernes Brandgeräusch ein sanftes, schmeichelndes Lärmen und Lachen vernnehmbar. Der Papagei produziert es, den man ins Dunkle gesperrt hatte, um dem Versuch möglichst zu begegnen, daß er während der Trauung begünne, auch seinerseits zu plaudern. Trotzdem dringt nun aus der Besen- und kammer das weiche, wollüstige Gurten herbei und schwebt viel ironisch gegen die Pastorenworte, als es der Grüngefiederte in seiner harmlosen Vogelseele beabsichtigt haben kann.

Die Gäste sind abgelenkt. Die Lust zu weinen ist ihnen vergangen, um so mehr, als der Kalbsbraten

jetzt inbrünstiger duftet denn je. Es will sich keine rechte Aufmerksamkeit mehr einstellen und vielleicht trägt die Gesamtheit dieser Umstände dazu bei, die Zeremonie schnell zu beendigen. Alle erheben sich und strömen mit gedämpften und feierlichen Worten auf das junge Ehepaar zu. Draußen auf dem Flur jedoch herrscht schon wieder Leben und Heterkeit; neue verspätete Festgäste sind gekommen, begleitet von einem Tafelaufsatz und versilberten Löffeln. Ise jubelt und strahlt und rückt ihnen nicht weiter bedeutungsvollen Brautkranz mit festem Griff etwas aus der Stirn. Sie stößt Friedrich an, er soll nun aufhören zu weinen. Die Bräutigamsmutter sieht verzögert auf ihre Schwiegertochter. „Laß ihn doch!“, sagt sie, und wahrscheinlich möchte sie noch viel mehr sagen, aber sie tut es nicht.

Der Bräutigamsvater, dem immer noch die Tränen über das runde rote Gesicht laufen, versucht indessen hastig, Stühle zu einem Halbkreis anzuordnen. Die ebenfalls weinende Brautmutter, die an diesen Gegenständen doch wohl die Eigentumsrechte besitzt, sieht ihn verständnislos an. Was will er denn mit ihren Stühlen? — Und wenn der Bräutigamsvater drif davon zu einem schwach sich runden Halbkreis beieinander hat und nun den vierten ergreift, so ist dieser immer nur der dritte, weil die Brautmutter inzwischen Jeweils wieder einen Stuhl entfernt hat. Vom Weinen fast geblendet, kämpfen sie so, mit jenem ungeheuren Ernst, wie ihn spielende Kinder haben, um die Anordnung der Sitzgelegenheiten. „Aber wozu denn?“, fragt die Brautmutter plötzlich in einem klaren Augenblick. Und da stellt sich heraus, daß der Bräutigamsvater jetzt, und zwar in Anwesenheit des Herrn Pastors, eine klare Rede halten möchte.

Doch der Herr Pastor weht eilig ab. Er hat heute noch eine zweite Haustrauung. Das interessiert den Bräutigamsvater indessen nicht, und er versucht, zum Bleiben zu überreden; denn mangels der Fähigkeit objektiver Erkenntnis übersieht er, daß sich hier zwei Lebenskreise überschneiden. Auch bei aufopferungsvoller seelischer Einstellung des jungen Herrn Pastors kann Friedrich für diesen nicht vollkommen die gleiche Wichtigkeit haben wie für denjenigen, der Friedrich erzeugt, geliebt, erzogen, gekleidet und durch achtundzwanzig Jahre hindurch persönlich erlebt hat.

(O. Kreis)



Als der Herr Pastor schon gehen will, kommt ein seidenpapierumhülltes Paket herein, daran eine dünne kleine und häufig flüsternde Dame hängt; sie gratuliert und bitte, bitte, jetzt nicht öffnen, nein, bitte nicht — aber ihre hastigen Reden prallen wirkungslos an dem ruhigen, weißwuschelierten Fels Ise ab. Das Seidenpapier raschelt, und rosa und spitzenzierlich wächst ein Nachthemd allen Blicken entgegen. Ise freut sich sehr und zeigt es Friedrich und auch den anderen, und der Herr Pastor stützt sich nervös gegen ein troddelgeschmücktes Zierstischchen, das unzuverlässig bebzt und im übrigen eine der genialsten Leistungen menschlichen Schöpfertums ist. (Denn welches Tier, und sei es das hochstehendste, brächte die Erschaffung eines solchen zitternden Troddelstischchens fertig?)

Ise lächelt die Nachthemtspeuderin dankbar an und sagt dann — dabei leicht mit den Fingerspitzen Friedrichs Schellehaare anhebend — aus der ganzen Überfülle ihres Glücks und doch mit der Demut der Bescheidenheit, die der Herr Pastor eben zitiert hatte:

„Und hier, Frau Zeddis, darf ich Ihnen meinen kleinen Dreikäusehoch vorstellen...“

Es wird ganz still. Ein sonderbar atemloses Schweigen ist plötzlich da. Nur der Papagei gurrig unbetellig in der Ferne, die Gäste aber erliegen widerstandlos der Definition, die Ise für ihren Gatten gebraucht hat; denn sie wissen alle, daß die Bezeichnung „Dreikäsehoch“ an sich gewiß nicht ohne natürlichen Wohlklang, bis jetzt keineswegs in die Sphäre eines modernen Modewortes für Paare gehoben ist, die sich auf eine besonders innige und großartige Weise lieben.

Der junge Herr Pastor starrt erschreckt. Dann aber tastet er sich zu einem wissenschaftlichen Halt, von dem aus sich das Ungeheuerliche erklären läßt. Es muß die Brautpsychose sein, denkt er, es kann ja gar nicht anders gewesen sein, als daß es die —

In diesem Augenblick tritt Tante Amalie auf. Von dem Schweigen, das über allen Gesichts hängt, etwas befangen gemacht, spricht sie von einem Engel, der eben durchs Zimmer gegangen sein müsse. Als sie jedoch des Herrn Pastors ansichtig wird, blüht ein verstehendes Lächeln um ihren Mund auf. „Ach so!“ — Und dies soll anscheinend heißen, es sei nur selbstverständlich, daß ein Pastor auf seinen Diensttagen von einem Engel begleitet werde, so wie zum Beispiel ihr eigener Mann, Wachbaurer bei der Reichsbahn, von seinem Polizeiwund.

Die Gäste finden sich langsam in die Wirklichkeit zurück. Schließlich hat Ise nicht gerade einen Mord verübt oder sonst Grausiges getan. Und Friedrich hat ohnehin nur unter Tränen gelächelt und keine Protestsilbe hervorgebracht. Nachdem der Herr Pastor mit eisig zerfahrenen Abschiedsworten gegangen ist, beginnt der Pianist heitere Rheinlieder zu spielen, während der Brautvater überall die Dämmerung vertreibt, indem er das Gesicht zum Aufblumen bringt. (Er wohnt hier seit dreißig Jahren zur Miete und ist zu sparsam, dem Hauseigentümer elektrische Lichtleuten zu schenken. Er bleibt bei Gas.) Der Papagei wird wieder an die Öffentlichkeit geholt und Ise, zündende Rachegetöse, rafft ihre Schleier und ohrlaigeträchtig einen kleinen Verwandten, der Ornamente von der Torre fortgessen hat. Daraufhin beginnt der kleine Verwandte leidenschaftlich zu weinen.

So stürzt das Fest los. Eine bescheidene Heiterkeit breitet sich während der nächsten Stunden aus. Auf dem Flur tanzen sogar zwei Paare, und

ab und zu verteilt der Brautvater unter den Gästen ein wenig Weinbrand und Orangenlikör, und das geht ihm nahe; denn er weiß, was sparen heißt. Aus diesem Grunde versteckt er dann die Flaschen auch immer wieder sorgsam auf dem Boden, unter den lang herabwallenden Gardinen. Während des Festmahls glänzt die Rede des Bräutigamsvaters auf. Gnadenlos muß auch der auf den Tellern fröstelnde Kalbsbraten Friedrichs Lebenslauf, in viele rührende Einzelheiten zerlegt, mitanhören. Eine Weile ist die weißschleierle, bekränzte Braut ganz aufmerksam, dann aber wird es ihr zu langweilig und sie flüstert den Weinpreis, lobt ihre Aussteuer, erzählt, daß es nachher noch ein kleines Bierläß geben wird und daß Friedrich ihr nun künftig immer beim Geschirrabtrocknen helfen werde.

Und dann darf doch noch gegessen werden und für je drei Gäste gibt es eine Flasche Mosel. Nach dem Essen kommt der Photograph und knetet lange an dem unfertigen Menschenteig herum, der zu dem Kuchen einer herrlichen Hochzeitstischgruppenaufnahme aufgehen wird. (Nur der Brautvater hat später rechten Ärger davon, weil das Blitzlicht den Aufenthaltsort des Spirituosenlagers für alle Zeiten festgehalten hat, und keiner der Gäste nachdenklich seufzend auf die Bemerkung verzichtet: ach, da hat also der Kognak gestanden —)

Anschließend wird das Brautpaar noch einmal allein geknipst. Dann geht der Photograph. Etwas später kommt er zurück. Die letzte Aufnahme ist mißlungen. Er sagt auch, weshalb, und die junge Frau sucht munter ihren Mann und findet ihn in der Plüschlandschaft des grünen Zimmers. „Wir müssen nochmal, Fritz!“, ruft sie un-

gezogen über die Köpfe aller hinweg. „Wir haben einen weißen Fleck auf dem Bauch!“ Auch Heiligenscheine können sich verirren... In der Küche klappert wieder das Geschirr, der Pianist spielt sein Rheinliederrepertoire ein drittesmal durch, und die Brautmutter möchte so gern mit einer Handbewegung, als versuche sie Hühner, die vier Gäste vertreiben, die paarweise auf der neuen Couch Platz genommen haben — denn diese soll für viele Jahrzehnte unbenutzt und geschont bleiben. (Das Trottelzeitschen ist zum Beispiel noch neu.) In einem Winkel sprechen zwei ältere Damen mit gleicher Selbstverständlichkeit über Seelenwanderung und Wiedergeburt wie Durchschnittsmenschen vom Straßenbahnhafen. Dann gibt es noch andere Unterhaltungen über Skatprobleme, Häkelmuster, Hellsehen und Bräutigarn, sowie eine ziemlich gründliche Aussprache über die beste Art, Spinat vom anhaftenden Sand zu befreien. (Tante Amalie wäscht ihn immer in der Badewanne.) Um Mitternacht wird lustlos der Brautkranz abgetan. Niemand nimmt die Sache so recht ernst, und das erbittert die Bräutigamseltern sehr. Ohnehin haben sie jetzt genug geweint und sind angriffslustig gestimmt. Sie wünschen Scherz und Trällaria und schlagen Rundgesänge vor, und die Gäste versuchen denn auch gutwillig einzufallen, aber es lahm alles etwas, und so fühlen sich denn die Bräutigamseltern einsam und verlassen in einer Horde völlig fremder Menschen; sie ziehen sich erbittert auf ein Plüschsofa zurück und sind für nichts mehr zu haben, weil sie überleben.

Auch Friedrich hat seinen toten Punkt. Die Vorbereitungen tagelang, das Ständesamt heute früh,

die vielen Gratulationen. Er ist müde und blickt böse auf Ilse. Er möchte endlich schlafen, es ist gleich ein Uhr, und er würde auch allein schlafen gehen, doch aus Gründen hochzeitlichen Anstands hat Ilse jetzt mitzukommen. Die junge Frau aber schüttelt unerbitlich den Kopf. Sollen sich etwa nur die Gäste auf diesem kostspieligen Fest amüsieren? — Und außerdem liegen die Dinge zwischen ihnen so, daß nichts mehr eilt. Friedrich auf ein Sofa zur vorläufigen Ruhe zu betten. Er nickt sofort ein.

Aber auch unter den Gästen sind die toten Punkte reichlich verteilt. Spärrlich von Wein und Bier getränkt, plaudern sie etwas abgekämpft, während in der Küche immer noch, für die nächsten zwei-hundert Jahre im voraus, Geschirr abgewaschen wird. —

Ilse übersieht nachdenklich die Lage. Um den Glanz ihrer Hochzeit durch Biergenuß wieder schwerlicher zu steigern, läßt sie sich dann die leeren Gläser reichen und begibt sich persönlich in das Nebenzimmer an das verdrossen gurgelnde kleine Faß.

Und da plötzlich blicken die müden Gäste wieder großzügig. Denn ihnen wird eine unerwartete Offenbarung geschenkt, von der die Braut nichts ahnt. —

Immer, wenn Ilse sich über das Bierbehältnis beugt, gerät sie in den ungedämpft nach unten ausgestreuten Lichtkreis der Gashängelampe, deren grelle Helligkeit, da nun kein faltenverförmiger Schleier mehr zu überwinden ist, erbarmsungswürdige die dünne Seide des bräutlichen Gewandes und die des Unterkleides aufrißt. ...

Erst auf Ilse selbst, rosig, weich und makellos, wird die tückische Gewalt des Lichts gebrochen. Es gibt dann nur noch winzige Dinge, kaum des Erwähnens wert: einen schmalen Rückenstreifen, Büstenhalter und an traditioneller Stelle ein Minimum von Strumpfbandgürtel.

Ilse geht fröhlich zwischen den Gästen hin und her, bald im feierlich fließenden langen Kleid, bald mit einem schrecklichen Übermaß an Spärlichkeit angezogen, und weist, biervertellend, darauf hin, daß es sowohl eine schöne als auch eine teure Hochzeit gewesen sei.

Und da können die Gäste natürlich nicht anders, als etwas befangen zugeben, daß es sich zum mindesten um eine besonders eigenartige und aparte Hochzeit gehandelt habe...

Im Atelier

(H. Lehmann)



„So, Fräulein Cilly, nu halten Sie 'mal ganz still, jetzt mach' ich die Kontur!“ — „Nanu, sieht man die?“

Als Verkehrsschutzmann in USA

Von Achille Campanile

Gelegentlich kam Chiarastella wieder einmal auf seinen Aufenthalt in Amerika zu sprechen und erzählte mir dabei folgendes Erlebnis: „Dank großer Protektion — und warum es verschweigen, selbst das Weiße Haus hatte dabei eine Rolle gespielt — bekam ich einen Posten als Verkehrsschutzmann. Mein Stand war an einer Hauptverkehrsader, und vor meinem schneeweißen Stäbchen zitterte ganz Neuyork.“

Eines Tages kam meine Braut auf den reizenden Einfall, mir eine Überraschung zu bereiten. Sie besuchte mich, während ich meinen Dienst versah, und brachte mir ein Geschenk: eine neue Brieftasche, die sie selbst gestickt hatte. „Die du hast“, sagte sie „ist alt und häßlich. Und, ich weiß nicht, aber ich glaube, sie bringt dir Pech. Seitdem du sie hast, verdienst du so wenig!“ Es stimmte. Doch ich besaß sie seit meiner zartensten Jugend.

„Ich will, daß du sie gleich wegwirfst“, fügte das Mädchen hinzu. „Es liegt mir sehr daran. Du mußt es mir versprechen.“

Ich verlangte auch nichts Besseres; denn das

DIE SKITOUR

VON AUGUST WISBECK

„Eine Skitour ist wohl eine schwere Sache?“ frägt mich Lilli, während wir an der Bar des Alpenhotels den abendlichen Drink saugen. „Durchaus nicht!“ antworte ich unbedacht, „dann es handelt sich um nichts anderes als die vorteilhafte Ausnutzung gewisser Gesetze der schliefen Ebene. Zwei gut gewachte Bretter unter den Füßen, ein klein wenig Mut im Herzen, und — hui! — geht es im Non stop zu Tal. Nun noch ein elegant geschwungener Telemark oder ein stramm gepresener Christiania, und da stehen Sie auch schon wieder vor Ihrem Hotel, stäuben zwei Schneeflockchen von Ihrer — verzeihen Sie das harte Wort — von Ihrer Hose und jubeln: Es war ein himmlischer Tag!“ „Ich werde morgen eine Skitour auf die Pfandl-alm machen“, sagt Lilli entschlossen und versucht, sich in die bescheidenen Andeutungen einer Brust zu werfen.

Lilli ist ein hübsches Mädchen. Ich habe mich schon am ersten Tag, als ich sie sah, in den kupferigen Schimmer ihres Haares, am zweiten in ihre langen Beine verliebt. Am dritten war sie die einzige Frau, die ich zur Zeit liebte. „Wie“, frage ich, „Sie haben ja auch ein hübsches hübsches Pfandl-alm zu befragen?“ Sie wölft ihren gebrechlichen Mädchenblut den furchtbaren Schrecknissen des Winters schutzlos preisgeben? Ja, preisgeben! Denn wenn Sie auch den berechtigten Lawinengang der Adlerwägen lebend traversieren sollten, so gerieten Sie unweigerlich auf die Wächte des Messerschneidgrates, und von ihr aus ginge es halbes über den Steilhang des Sargdeckels hinab in das hintere Teufelsloch. Hier brechen Sie sodann durch das Eis der Schwarzwasserlache, aus der man Sie, gute Witterung vorausgesetzt, bestenfalls im übernächsten Sommer bergen wird.“ Ein Schauer läuft über Lillis Züge, der Strohhalm entfällt ihm kirschtrocken läckerten Mündchen. „Hui!“ macht sie entsetzt, „dann werde ich doch dieser arfahrenen Skiläuferin und Bridge spielen!“ „Weshalb wollen Sie auf die unvergleichlichen Eindrücke einer Skitour auf die Pfandl-alm verzichten?“ werfe ich rasch ein. „Meine Warnung gilt nur der Einzel-Gängerei. Unter dem Schutz eines erfahrenen Skiläufers wird Ihr Leben keiner größeren Gefahr als der eines Spazierganges ausgesetzt sein.“ „Gut“, nickt Lilli, „aber wer wird dieser arfahrenen Skiläufer sein?“ „Sie würden mich glücklich machen, es sein zu dürfen!“ antworte ich tief bewegt und drücke einen sanften Kuß auf Lillis schmale, nach erlesenen Essenzen duftende Hand. Ein warmer Blick aus schwer befranzen Märchenaugen besiegelt mich. Wir vereinbaren für den nächsten Tag eine Skitour auf die Pfandl-alm.

*

Morgens warte ich noch kaum ein Stündchen auf Lilli, da erscheint sie auch schon in der Halle. Sie trägt einen weißen, mit Alpenblumen-Motiven bunt bestickten Pullover, eine transparent wirkende, erdbeerfarbene Hose und ein kanarienvogelgelbes Mützen, von dessen Seite ein Büschel langer Hermelinschwänze baumelt. Ihre kleinen Hände stecken in moosgrünen Handschuhen, an die sich breite Stulpen aus Pantherfell anschließen. Die zimmerroten Stiefel umschlingt reizvoll ein Band indianscher Perlenstickerei, und an einem Gürtel aus Krokodillleder hängt ein zierliches Blaufuchsmütchen. „Welch herrliches Wetter wir haben!“ ruft sie mir freudig entgegen und überprüft nochmals sorgsam die Lage ihrer dauergebrannten, unter dem Mützchen hervorquellenden Locken. Dann treten wir in die glitzernde Pracht des frostklaren Wintertages hinaus. Ich setze Lillis Schuhe in die Bindung, während sie bemüht ist, mittels Handspiegel und Lippenstift den engelhaften Ausdruck ihres Mündchens noch zu vertiefen.

„Nun aber los!“ kommandiere ich, und Lilli rutscht mit kleinen Schritten grätschbeinig neben mir her über den samt knisternden Schnee. „Welch wundervoller Sport!“ jauchzt sie auf, „eins — zwei — eins — zwei — wie kann man nur diese Schleiferei schwer heißen!“ Und sie spricht von

beabsichtigten Skitouren in der Hohen Tatra und einer Beteiligung an den nächsten olympischen Winterspielen. — Das Gelände steigt allmählich an, ich spure langsam in schwach steigenden Kehren vor Lilli her. Ihr Jubel zeigt von Kehre zu Kehre eine merkwürdige Abnahme. Manchmal gleitet sie ein Stückchen zurück, und manchmal verhärdern sich dabei ihre Beine. In der Enge eines Ziehweges glaubt ich, schwere Seufzer hinter mir zu vernehmen, und als sich die Hermelinschwänze im Geist einer Fichte verfangen, während gleichzeitig eine Skizipitze vom überschneitlen Wurzelwerk festgeklemmt wird, erklärt Lilli unverhohlen den Skisport als eine mühselige Erfindung primitiver Völkerschaften. Sie setzt ihm die Vorzüge des Bridge-Spielles entgegen und äußert die Absicht, das Unternehmende abzubrechen. „Wollen Sie, daß ich Sie auf den Arm nehme und von diesem Hügel in das Hotel zurück treibe?“ frage ich lachend. Mein Anerbieten scheint Lilli Mut neu zu beleben, und sie schleift nun wortlos die kurze Endstrecke des Anstieges hinter mir her, bis die Pfandl-alm, vom reinen Glanz der Winter-sonnenglut in heiterlich vergoldet, im bitulisch gleißenden Schnee, vor uns liegt.

*

„Wundervoll! Märchenhaft! Himmlisch!“ schwärmt Lilli, während wir uns vor der Hütte sonnen und den Proviant verzehren. Sie frägt mich nach den Namen der Berggipfel und gibt die Absicht kund, demnächst den „Hohen Gamskogel“ zu befragen, dessen düsteres Felsmassiv wild zerklüftet aus dem Firnschnee empor wächst. „Glauben Sie nicht, daß diese Tour Ihre Kräfte übersteigen könnte?“ gebe ich zu bedenken. „Wie kleimütig doch die Männer sind!“ belehrt mich Lilli ein wenig schnippisch, „übrigens werde ich schon einen Begleiter auf den Gamskogel“ zu Versonnenheit, um sich in Puderquaste und Lippenstift ihr Gesichtchen, färbt das Fransenswerk ihrer Augen sorgfältig auf und nickt, in die Sonne blinzend, ein. Jugendlich schmählich, wie ein hochgeschossener, maskierter Pikolo, liegt sie neben mir und versprüht die Vielfältigkeit ihrer Farben in das einseitige Weiß.

„Nun mit Mut im Herzen in weiche Knie!“ empfehle ich Lilli zur Abfahrt. „Wird gemacht!“ lacht sie forsich und versucht, den ersten Hang hinabzuführen. Doch hat sie die Gleitfähigkeit des Ski weilt unterschätzt; denn während die erdbeerfarbene Beine eilends nach abwärts streben, verharret der Oberkörper bei dem Willen, die Fahrt zu verlangsamen. Zwei Skizipitzen wirbeln gegen den Himmel, und Lilli nickt die restliche Strecke mit dem Rücken. Der tiefen Furche folgend, finde ich einen Büschel Hermelinschwänze und im weiteren Verlauf ein Stückchen indianscher Perlenstickerei. „Tut nichts!“ lacht Lilli ein wenig gequält und gräbt sich den Schnee aus den Ohrmuscheln. Ich erteile für die Weiterfahrt wohlmeinend Rat, doch wird er in übertriebener

Weise befolgt. Denn nun strebt Lillis Oberkörper nach Geschwindigkeit, während die angestellten Beine diesem Drang nicht zu folgen vermögen. „Vergessen Sie nicht auf Ihr Gesäß — ich wollte sagen, Ihren Poß —“, kann ich gerade noch warnen, dann erscheinen abwechselungsweise Lillis Kopf und Beine in rascher Aufeinanderfolge zwischen einer Wolke hochaufstauenden Schnees. Ein handbreites, erdbeerfarbenes Fleckchen weist mir die Unfallstelle. „Bin ich tot?“ wimmert es dumpf aus dem Schnee. „Nein, Lilli, Sie leben noch“, versichere ich, grabe sie aus der Verschüttung und wirrire ihre mehrfach verknoteten Beine. „Nie mehr — es war meine letzte Skitour!“ kommt es von bebenden, durch die Ausbreitung der Schminke erheblich vergrößerten Lippen, und ein moosgrüner Schwurfinger reckt sich zum Himmel.

Ergebnisvoll, als unabänderliche Schicksalsfügung, trägt Lilli die rasche Folge weiterer Stürze. „Sie müssen weicher in die Knie gehen!“ empfehle ich, denke Sie auf Ihre Kindheit, wie Sie nun ja — wie Sie auf's Topfchen gingen!“ Lilli feldt brava, erhebt Kraft, zu erröten, und nur ein müdes Lächeln umschließt ihre Lippen. Fast schon haben wir die Talsohle erreicht, da läßt sich Lilli mit einem Seufzer in ein tiefes, vom Wind gehöhletes Schneeloch niedersinken und bestete darauf, an dieser Stelle friedlich zu sterben. Schwarz gefärbte Tränen rollen von den Wimpern und vermengen sich mit dem Kirschtrot der Lippen. „Man soll Lillien auf dem Grabe stellen“, murmelt sie mit tränenerstickter Stimme, „und auf dem Stein soll es heißen: Im Blütenalter von dreißig-zwanzig Jahren —“. Ihre Beine schlattern wie herbstliches Espenlaub unter der dünnen, vom Schneewasser durchtränkten Hölse. „Sie werden noch nicht sterben“, ermuntere ich, „wir wollen vorher noch unsere Hosen tauschen!“ „Wenn Sie nicht hinsinken“, kommt es gebrochen zurück, „ich brauche es nicht zu tun“, versichere ich, „denn als Mann bin ich im Hosenausziehen perfekt.“ — Ein neues Lebensgefühl scheint Lilli zu überkommen, als sie sich mit meiner Hölse bekleidet hat, während ich mich tie die nassen, erdbeerfarbenen Schläuche übergestreift habe. „Sie sind — du bist gut!“ küßte sie mich zu und trat ihre Arme wie ein Kind in die Puderquaste. „Ich wünsche Ihnen wenig reizvoll, doch ich liebe Lilli und küsse sie.“ — Schweigsam und nachdenklich schleift sie das kurze, sich rasch verflachende Westegüßchen neben mir her zu Tal.

*

„Nun, mein Liebster, hast du dich erholt?“ frage ich Lilli, als sie in der erlesenen Schöpfung neuester Mode die Tanzbar betritt. „Wieso Du?“ kommt es kühl aus einem sorgsam umrandeten, kirschtrocken läckerten Mündchen. Wir tanzen einmal, dann sehe ich Lilli während des restlichen Abends am Tisch eines benedenswerten gekleideten, jungen Mannes sitzen.

„Kommt die Dame von Numero achtzehn heute nicht zum Frühstück?“ frage ich am nächsten Morgen den Kellner. „Hat schon“, erwidert er kurz, „die Dame hat mit dem Herrn auf Numero siebenundzwanzig eine Skitour auf den Hohen Gamskogel gemacht.“

— — — Ja, ja, so sind sie, die Frauen, und man müßte sie meiden. Aber man tut's ja doch nicht!

Winterliche Einfehr / Von Hermann Bendelbach

Du, Bruder Stoß, müßt draußen bleiben,
Kannst hier nicht mein Gefelle sein!
Ich grüß dich durch die blanken Scheiben,
Ich grüß den weißen Gnadenhejn.
Und jöh'n im Glase funfelt mit der Wein.

Es jät nur noch an einem Ußhe
Ein and'ret Jommer Wanderemann.
Die Wirtin träumt in brauner Röhhe.
Dart jöh'male die Uhr die Stunde an.
Das jöh'male Röhglase heb ich dann und wann.

Da flapt noch aus der Winterweite
Gerein ein junges Liebespaar.
In ihrem Traumkreis jßen beide,
Sie tragen Glanz um Ötirn und Saar;
Denn jeder Tag treibt ihnen alles dar.

Ich hö'r die jühkerten Liebesworte —
Und bin mit meinem Wein allein.
Doch mit auß'hö'n's von Beßers Worte.
Dann jängt es leise an zu jöh'n'n!
Und weht eine all' in eine Liebe ein.

Der erregende Moment

(K. Helligstaedt)



„Ist Ihnen die Stelle nicht aufgefallen, wo die Maria ihre ganze Leidenschaft zeigt?“ — „Donnerwetter, nee, da muß ich grad nicht hingesehn haben!“



Einladung zum Tanzunterricht / Von Anton Schnack

Friedlin Kurlzelütje und Tochter (Hundertlichs Nachfolger)
Zu dem jetzt beginnenden Kursum im Gesellschaftstanz, verbunden mit gesellschaftlicher Erlebung, nehme ich noch Anstellung von Damen und Herren entgegen.
 Theaterstraße 43 pt.

Dies ist eine wunderbare Lockung. (Wen hat sie noch nicht betört?)
 Als wir achtzehnjährig waren
 Und noch funkelten mit feuchtelockten Haaren,
 Haben wir zum erstmaligen die Zauberstimme, diese vielversprechende,
 gehört,
 Und ich möchte nieder (so wie damals) scheu und schüchtern, schwarz-
 berockt und lackbeschuht
 Zu Herrn Kurlzelütje gehen;
 Denn die Walzer kann ich immer noch nicht drehen,
 Und den Tango mit dem weichen Raubtierschritt kann ich ebenfalls nicht gut.
 Jede Woche zweimal abends gibt Herr Kurlzelütje Tanz- und Anstands-
 unterricht;
 Seine Tochter am Klavier, Katarakte ihrer Takte
 Stampfende und abgehackte
 Lockern langsam das an allen Beinen hängende, zur Erde drängende, un-
 gefüge Schwergewicht.
 Und gemäß der Unterweisung trete ich, mich steif vorbeugend, zu den
 Mädchen an der Wand.
 Irma Fischlein heißt die Auserwählte, Holde,
 Siebzehnjährig, jäh errötend, eine frische Blütendolde.
 Und wir biegen Knie an Knie und wir legen Hand in Hand.
 Drehen wild dahin im Walzer, bis ein Schwindel uns umfängt,

Schnell und laut zwoi Herzen schlagen
 Und ich wage, heifgetanz, zu sagen,
 Daß mich Liebe, Sehnsucht, Leidenschaft bedrängt.
 Irma Fischlein fühlt dasselbe, jenen jähnen, rätselhaften Trieb,
 Der die Jünglingszeit verzaubert,
 Der gewaltig schwärmt und taubert,
 Der auf dem Nachhauseweg zum Kusse zwingt und ergriffen stammeln läßt:
 „Ach, ich hab' dich lieb!“
 Und aus diesen Gründen ist es herrlich, runderfüßig, herzerfrischend,
 angebracht,
 (Leider nur für Junggesellen)
 Sich alljährlich bei Herrn Kurlzelütje einzustellen:
 Eine Irma Fischlein gibt es überall, die beim Tanzen zärtlich wird,
 schäkert, lacht,
 Zur Erhöhung des Genusses ist empfehlenswert (hat man Zeit und Wahl).
 Eine Stadt mit alten Toren,
 Gassenwincklig, weltverloren,
 Waldumgürtet, wo ein Fluß rauscht mondbegeleuchtet im Tal.
 So umrahmt von alten Niedlichkeiten und gewärmt von Sternenlicht
 Wird das Glück vollkommen,
 Und man fühlt sich rauschenbenommen
 Wie beim ersten, langvershoffnen Tanz- und Anstandsunterricht.

VERLAG UND DRUCK: KNORR & HIRTH G. m. b. H., MÜNCHEN

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Harmann Seyboth, München. Verantwortlicher Anzeigenleiter: Gustav Scheerer, München. Der *Simplicissimus* erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungspostämter und Postanstalten entgegen. Bezugspreise: Einzelnummer 6 Pfg.; Abonnement im Vierteljahr RM. 3.10. Anzeigenpreise nach Preisliste Nr. 5, gültig ab 1. 7. 1937. D.A. III, Vj. 37, 17108. Unverlangte Einsendungen werden nur zurückgesandt, wenn Porto beiliegt. Nachdruck verboten. Anschritt für Schriftleitung und Verlag: München, Sendlinger Str. 80. Fernruf 1794. Postcheckkonto München 5720. Erfüllungsort München.

Bemerkenswerter Ausweg

Der amerikanische Romanschreiber O. K. — einer von jenen Schriftstellern, die nicht einzusehen vermögen, daß sie berufen sind, nicht zu schreiben — erzielte trotz unbändigem Fleiß so wenig Erfolg mit seinen Manuskripten, daß er den Plan faßte, sein Geschick von Grund auf zu ändern. Er schloß alle vom Schicksal ebenso vernachlässigten Berufskameraden in einem Verein zusammen, ließ sich selber zum Ersten Vorsitzenden dieses aufsehenerregenden „Bundes verkannter Autoren“ wählen und tätigte im Namen seiner Leidensgefährten mit einer kapitalkräftigen Versicherungsgesellschaft folgenden Vertrag: Jede Arbeit aus der Feder eines Mitgliedes ist gegen Nicht-gedruckt-werden versichert. Wird das Manuskript von mehr als zehn Verlagen und Redaktionen abgelehnt, so zahlt die Versicherung dem Verfasser anstandslos die zuvor vereinbarte Summe; sie erhält dafür das Original-

manuskript und darf es einstampfen. Wird die Arbeit jedoch von einem Verlag oder einer Zeitung erworben, so fällt das gesamte Honorar der Versicherung zu.

Auf dieser Grundlage nahm der „Bund verkannter Autoren“ seine Tätigkeit auf: Er vermochte sich innerhalb eines Jahres zu verdreizehnfachen; der schaffensfreudige Mister O. K. aber, der Begründer dieser segensreichen Vereinigung, wurde dank seiner Fruchtbarkeit in der gleichen Zeit durch die günstig abgeschlossene Versicherung zu einem steinreichen Mann, dessen Einkommen selbst das der erfolgreichsten unter den „gedruckten“ Kollegen um ein beträchtliches übertraf... K.U.

Schlagfertig

Folgende Geschichte hat sich kürzlich in Kopenhagen zugetragen: In gewissen Anhängewagen der Straßenbahn ist das Rauchen gestattet. In einen solchen Wagen kam ein bekannter Fach-

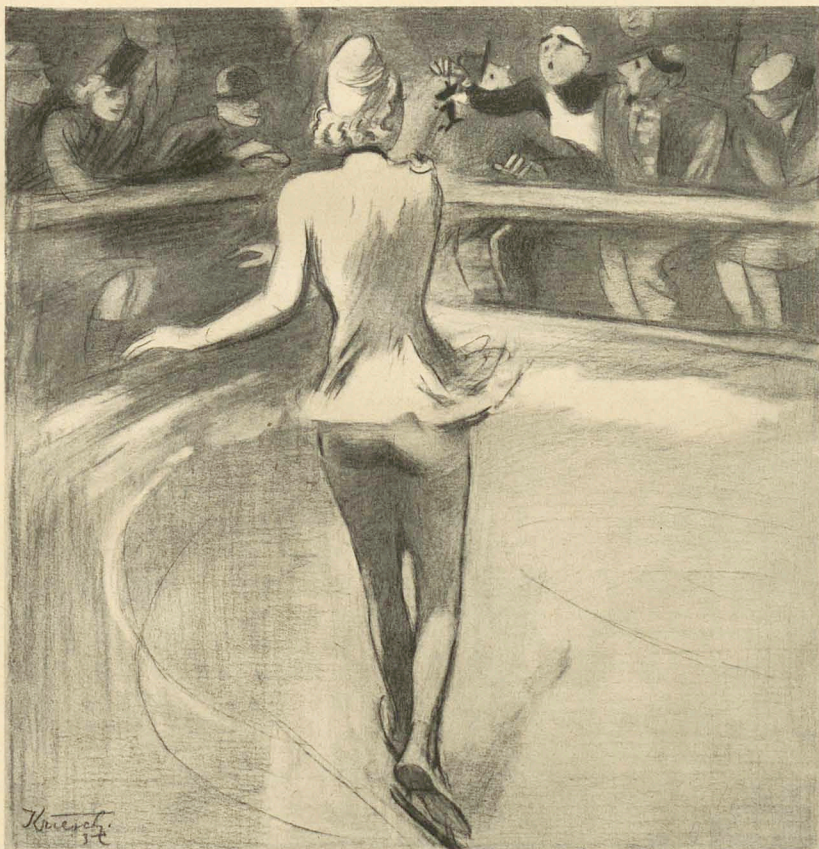
arzt für Halskrankheiten. Der Wagen war voll von Menschen, die an ihren dicken dänischen Zigarren mit Behagen sogen, so daß die Tabakswolken wie ein dicker Nebel im Wagen hingen. Nach einer Weile erhob sich der Arzt und hielt folgende kleine Ansprache: „Mein Name ist Professor N. N., ich bin Spezialist für Halskrankheiten und möchte sie nur darauf aufmerksam machen, daß 90% aller Halskrankheiten vom Rauchen herühren.“

Da erhob sich ein Arbeiter und sagte: „Entschuldigen Sie, ich bin der Arbeiter N. N., ich möchte meine Mitpassagiere nur darauf aufmerksam machen, daß 99% von allen Schlägen, die man im Leben bekommt, einfach darauf beruhen, daß man sich in Dinge mischt, die einen nichts angehen.“

Mit einem Schläge waren alle Bedenken zerstreut, und schmunzelnd sogen die Kopenhagener weiter an ihren Zigarren, von denen einige schon auszugehen drohten. -f-

Die kleine Eiskünstlerin

(R. Kriesch)



„Ein richtiges Kind, diese Stella! Vor jedem Auftritt verlangt sie ihr Stoffhündchen!“ — „Ja, und nachher immer einen großen Cognac!“



„Nun sagen Sie mir, Herr Doktor, was ist eigentlich Flirt?“ — „Genau übersetzt: erotische Bastelstunde.“